

«Medizin» für das Risikogebiet

Letztes Konzert im KKL für Wochen: Die Accademia Barocca Lucernensis erhielt auch dafür Standing Ovationen.



Das vorgezogene Passionskonzert war für lange Zeit das letzte im KKL: Mauro Peter in der Johannes-Passion der Accademia Barocca Lucernensis. Bild: Manuela Jans (12. März)

Urs Mattenberger

Das Konzert der Accademia Barocca Lucernensis am Donnerstag war in mehrerer Hinsicht ein aussergewöhnliches Ereignis. Zum einen natürlich wegen der besonderen Lage infolge des Corona-Virus (vgl. Kasten). Dazu gehörte, dass man beruhigt zur Kenntnis nahm, dass es im Publikum nur einzigen Huster gab – und diesen dennoch wie ein Alarmsignal wahrnahm.

Zum andern war es ein besonderes Konzert für das Ensemble selbst. Dessen Gründungsmitglieder hatten vor fünf Jahren im Rahmen eines Barock-Projekts der Musikhochschule Luzern zusammengefunden. In den letzten Jahren hat sich die junge Truppe durch Barock-Programme in historischer Aufführungspraxis einen vorzüglichen Ruf erarbeitet.

Höchste Ansprüche

Dass die Akademie jetzt mit Bachs Johannes-Passion erstmals im KKL auftrat, und das erst noch mit dem international tätigen Luzerner Tenor Mauro Peter in der Rolle des Evangelisten, ist ein markanter nächster Schritt. Die Aufführung der Johannes-Passion signalisierte in der Tat höchste Ansprüche. Ohne jeden Abstrich eingelöst wurden diese durch die Leistung des Chores.

Der kernige Vokalklang der 16 Sängerinnen und Sänger steigerte sich schon im Eröffnungs-

Staunen über die Normalität

Corona Der Dirigent hatte am Schluss per Fingerzeig Solisten, Orchestermusiker und den Chor gebeten, sich zu erheben, um den persönlichen Sonderapplaus des Publikums zu empfangen. Alles wie gewohnt und aus sicherer Distanz.

Aber dann bat er den Dirigenten Pascal Meyer auf die Bühne, der den Chor der Accademia Barocca Lucernensis so fabelhaft vorbereitet hat. Es dürfte für viele eine Art Schock gewesen sein, wie sich die beiden Männer herzlich die Hände schüttelten und umarmten. Und es war gerade die Verwunderung über so viel Normalität, die einem bewusst machte, unter welch besonderen Umständen

das Konzert am Donnerstag im KKL über die Bühne ging. Und wie schwierig es ist, Distanz zu bewahren – gerade bei körperintensiven und emotional so überwältigenden Aktivitäten wie in der Kultur oder im Sport.

Im auffällig jungen Publikum hatte das gut geklappt. Ellbogengrüsse oder das Abklatschen mit den Füßen unterstrichen die «besondere Lage», lockerten sie aber auch auf. Wie bewusst Besucher damit umgingen, zeigten zwei Frauen, die sich vor dem Konzert das Getränk an einen reservierten Tisch bestellten, um das Pausen-Gedränge an der Bar zu meiden. Nur bei der Garderobe war an den Sicherheitsabstand

Bass-Arie «Eilt, ihr angefochtenen Seelen» ragten diese gespenstisch-gläsern in die Höhe, wo die Musik fragend innehält.

Vibrierend bis in die Bässe hinein

Das kam selbst den Chorälen zugute, obwohl Dirigent Javier Ulisses Illan diese aus dem dramatischen Geschehen heraus hob und auf eine meditative, mitunter allzu gemächliche Gangart festlegte. Illan machte sie freilich auch zum besinnlichen Zentrum dieser Passion,

indem er sie einmal gar nicht, einmal nur kammermusikalisch begleiten liess. «Ich, ich und meine Sünden», vorgetragen nur mit menschlichen Stimmen, war ein mystischer Moment.

Ähnlich vielgestaltig und lebendig begleitete das Orchester, auch wenn hier solistisch besetzte Passagen etwas asketisch klangen. Aber wie der Kontrabass das leidenschaftliche Wogen der Violinen im Eingangschor weiter swingen liess oder der Cellist wie ein Signalhorn das Geschehen anfeuerte, liess

diese Passion bis in die Bässe hinein vibrieren.

Starke Alternative und Konkurrenz

Die unausgeglichene solistische Besetzung lag auch an der Starbesetzung des Evangelisten durch Mauro Peter. Er setzte den Massstab so hoch, dass ihm nur der glänzende Sopran von Julia Doyle oder der majestätische Jesus von Flurin Caduff ebenbürtig zur Seite standen. Andererseits war unverkennbar, dass sich Peters Stimme von der kantablen Linie hin zur Deklamation bewegte – ergreifend da, wo er als Liedsänger aus der Betroffenheit ebenfalls eines Ich heraus gestaltete und das Weinen endlos pulsieren liess. Der Schmelz bis in hohe Lagen und die sinnliche Wärme dieser Stimme rückten den Erzähler ins Zentrum und ab von den weiteren Rollen. Am ehesten passte dazu, wie Tenor Remy Burnens umgekehrt aus deklamatorischer Erregung heraus die Tenor-Arien mit Spannung erfüllte.

Dass sich ein Teil des Publikums zu Standing Ovationen erhob, galt einem Ensemble, das als Alternative zum Bach Ensemble Luzern und als Konkurrenz zum Ensemble Corund die Luzerner Chorszene markant bereichert. Es galt aber auch dem Mut, in Corona-Zeiten dieses vorgezogene Passionskonzert zu spielen, als Ersatz für die abgesagten Konzerte zu Ostern. «Die reinste Medizin», begeisterte sich ein Zuhörer.

Randnotiz

Das Virus als Cliffhanger

Dem Corona-Virus ist auch beim Schreiben einer Kolumne nur schwer zu entkommen. Eigentlich wollte ich über das Luzerner Theater schreiben, das mit seinem Streaming-Angebot «Stageflix» darauf anspielt, dass seine auf sechs Staffeln und 30 Folgen angelegte «Taylor AG» das Format der TV-Serie auf Theater überträgt. Die Besprechung in unserer Zeitung bestätigte, dass das auch auf Netflix Kultpotenzial hätte. Und dass das Theater dem Fernsehen dabei sogar einiges voraus hat.

Das ist umso erstaunlicher, als das Theater damit uralte serielle Erzähltechniken weiterführt. Sogar Dostojewski hatte seine Romane häppchenweise in Zeitschriften publiziert. Balzac, der das im 19. Jahrhundert weitverbreitete Verfahren des «Feuilletonromans» als einer der ersten nutzte, wird deshalb von Kulturforschern als Gründervater der Fernsehserie apostrophiert. Auch deshalb, weil sein vielbändiges Gesellschaftspanorama der «Comédie humaine» selber als Serie mit immer wiederkehrenden Figuren angelegt war.

Aber Serialität als Erzählstrategie ist noch viel älter. Schon die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht perfektionierten das Prinzip des Cliffhangers. Homers «Ilias» und «Odyssee» sind «die ältesten überlieferten Beispiele serieller Unterhaltung». Und das «Karrentheater» übertrug das Prinzip des seriellen Zusammenhangs zur Zeit Shakespeares aufs Theater.

Das Prinzip der Serialität dürfte aber schon begonnen haben, als Menschen Nachrichten über das Geschehen in der realen Welt austauschten. Das Update zu bestimmten Vorfällen und Akteuren erwarten wir ja so gierig wie die neueste Folge unserer Lieblingsserie. Das führen uns eben die News zum Corona-Virus drastisch vor Augen. Und wie bei den Fernsehserien ist im Prinzip keine Ende abzusehen.

Der Regisseur Christoph Hochhäusler glaubt, dass Serien aus diesem Grund in unsere Zeit passen. «Es gehört wahrscheinlich zum Erbe der Moderne», sagte er einmal dem Deutschlandfunk, «dass man nicht mehr richtig zum Ende findet.» Hoffen wir, dass das im Fall des Virus anders ist. Da würden wir gern auf den Cliffhanger verzichten, den die Angst vor immer mehr Infizierten und Toten bewirkt. Der Ausdruck stammt übrigens ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert. Thomas Hardy (1840–1928) beendete eine Folge seines Fortsetzungsromans «A Pair Of Blue Eyes» damit, dass sein Held zwischen Leben und Tod an einer Klippe hängt.

Urs Mattenberger

